Philipp Aerni ist Direktor des Zentrums für Unternehmensverantwortung und Nachhaltigkeit (CCRS) an der Universität Zürich. Als interdisziplinärer Sozialwissenschaftler beschäftigt er sich vor allem mit der Rolle von Wissenschaft, Technologie und Innovation für eine nachhaltige Entwicklung.

Unternehmen sollten den Mut haben, dort zu investieren, wo die Wirkung am grössten ist

Susanne Brenner, Redaktorin «denaris», appunto communication

Global tätige Unternehmen scheuen oft das Risiko, in ärmeren Ländern zu investieren. Dabei könnten sie gerade dort die grösste Wirkung für die Erreichung der UNO-Nachhaltigkeitsziele erzielen, betont Philipp Aerni vom Zentrum für Unternehmensverantwortung und Nachhaltigkeit der Universität Zürich.

«denaris»: Herr Aerni, im Dezember 2018 ist Ihr Buch «Global Business in Local Culture» erschienen, das multinationale Unternehmen unter die Lupe nimmt und ihre Wirkung auf die jeweilige lokale Bevölkerung und Umwelt thematisiert. Was ist das Hauptanliegen des Buches?

Philipp Aerni: Das Buch hat zum Zweck, vom bipolaren Denken wegzukommen, das die gegenwärtige Globalisierungsdiskussion bestimmt. Dieses Denken ist entweder von einem stark negativen oder positiven Grundgefühl geprägt. So wird «Global Business» oft primär mit etwas Negativem und daher Unerwünschtem assoziiert, nämlich mit einer wirtschaftlichen Globalisierung, bei der es angeblich nur um Profite geht, und zwar auf Kosten der Gesellschaft und der Umwelt. «Local Culture» hingegen wird als etwas Positives und daher auch Schützenswertes gefühlt. Für jemanden, der in solchen binären Kategorien denkt, ist der Titel des Buches bereits eine Provokation.

Inwiefern?

Diejenigen, die so denken, glauben nicht, dass global tätige Unternehmen in den Entwicklungsregionen konkreten Nutzen stiften können. Vielmehr sehen sie in deren Investitionen in ärmeren Ländern eine Bedrohung für die lokalen Leute und ihre Wirtschaft, ihre Kultur und ihre Umwelt. Implizit wird angenommen, dass die lokale Bevölkerung per se gegenüber globalen Unternehmen eine Abwehrhaltung einnimmt. Oft ist das aber nicht der Fall. Denn diese empfindet ihre Situation meist als nicht nachhaltig und sie wünscht sich wirtschaftliche Veränderung, um ihre Armut überwinden zu können. Selbstverständlich ist sie stolz auf ihre Kultur und Geschichte, doch das schliesst eine partielle Integration in die globale Wirtschaft nicht aus. Im Gegenteil, eine lokale Kultur kann nicht über längere Zeit künstlich durch Subventionen aufrechterhalten werden. Sie muss sich erneuern, wenn sie für unternehmerisch denkende Erben attraktiv bleiben will.

© Patrick Gutenberg für Max Havelaar

Ein hoher Anteil an Fair-Trade-Produkten in einem Entwicklungsland führt kaum zu weniger Armut vor Ort.

Verschiedene Initiativen in den vergangenen Jahren zeigen, dass ein Teil unserer Bevölkerung global tätige Unternehmen mehr kontrollieren und in die Pflicht nehmen möchte. Was steckt dahinter?

Diese Initiativen offenbaren das schlechte kollektive Gewissen der wohlhabenden Schweizer Bevölkerung. Der irreführende Glaube, dass unser Wohlstand auf der Armut und der Ausbeutung in anderen Ländern beruht, ist tief verankert. Doch Handel und Auslandinvestitionen sind kein Nullsummenspiel. Wenn die Schweizer etwas aus ihrer eigenen Geschichte lernen können, dann ist es die Tatsache, dass wir den Weg aus der Armut nicht durch Autarkie und Handelsschutz geschafft haben, sondern durch eine offene und innovative Wirtschaft, die nur dank internationalem Wissensaustausch und Auslandinvestitionen florieren kann.

Dann ist möglicherweise unser Bemühen, möglichst fair und umweltfreundlich produzierte Ware aus dem Ausland zu beziehen, auch ein Resultat des schlechten Gewissens?

Ja, es ist quasi ein moderner Ablasshandel. Das Schuldgefühl kann durch ein moralisch angeblich einwandfreies Produkt beseitigt werden. Dabei gibt es keine Beweise, dass ein hoher Anteil an Bio- und Fair-Trade-Kooperativen in einem Entwicklungsland tatsächlich zu weniger Armut im Land führt. Oftmals handelt es sich bei diesen Kooperativen um ziemlich isolierte lokale Wirtschaftssysteme, die mit Schweizern und für Schweizer produzieren. Auch wenn die Bauern der Kooperativen die Nahrungsmittel produzieren und dafür eine Prämie erhalten, ist ihr lokales Wissen eigentlich irrelevant für die Produktion. Denn die Schweizer Grossverteiler schreiben ja genau vor, was und wie produziert werden soll. Da die Kooperativen dank der Unterstützung aus der Schweiz finanziell bessergestellt sind, haben diese keinen Anreiz, sich in der lokalen Wirtschaft zu engagieren. Dadurch entwickelt sich ein «Off-Shore-Inseldasein», ähnlich dem von Rohstofffirmen, die auch kaum einen Bezug zur lokalen Wirtschaft haben.

Nicht nur Konsumentinnen und Konsumenten, sondern auch Anlegende achten heute darauf, Unternehmen zu berücksichtigen, die Verantwortung zeigen und nachhaltig wirtschaften. Wie werden Anlageprodukte im Hinblick auf diese Kriterien geprüft?

Viele Nachhaltigkeitsratings sind ähnlich oberflächlich wie die Vermarktung von Bio- und Fair-Trade-Produkten aus dem Süden. Zum Teil erschweren sie sogar die Erreichung der UNO-Nachhaltigkeitsziele. Schauen Sie sich einmal ein Länderranking im Bereich Nachhaltigkeit an. Mit Ausnahme der Golfstaaten korrelieren diese Ratings fast eins zu eins mit dem Wohlstandsranking eines Landes. Als Folge werden in den Nachhaltigkeitsrankings die Firmen bestraft, die den Mut haben, in unsicheren Entwicklungsländern zu investieren. Denn die Wahrscheinlichkeit, dass in einem Land mit schwachen Institutionen und einer schlechten Infrastruktur etwas schiefgeht, ist viel höher. Auch lassen sich die Unsicherheiten bezüglich der gebotenen Sorgfaltspflicht kaum beseitigen. Denn wer weiss schon, was ein lokaler Zulieferer noch für informelle Geschäfte tätigt. Daher investieren grosse Firmen, die um ihre Reputation besorgt sind, immer weniger in die lokale Wirtschaft in den ärmsten Entwicklungsländern. Stattdessen lassen sie Dienstleistungen entweder von ausländischen zertifizierten Contractors ausführen oder sie ziehen sich vollständig aus diesen Ländern zurück.

Muss man die Wirkungen von Nachhaltigkeitsrankings kritisch hinterfragen?

Ja, es sollte geprüft werden, ob sie tatsächlich zu einem inklusiven Wachstum führen, von dem auch die lokale Bevölkerung profitiert, oder ob sie bloss das exklusive Wachstum fördern, das diese ausschliesst. Exklusives Wachstum ist nämlich genau das Gegenteil von dem, was die UNO-Nachhaltigkeitsziele wollen. Es werden kleine geschützte Wohlstandsinseln in Entwicklungsländern geschaffen, von denen die grosse Mehrheit der Bevölkerung ausgeschlossen bleibt. Die einschlägige Antiglobalisierungsliteratur wie auch die UN-Leitprinzipien für Wirtschaft und Menschenrechte oder die OECD-Leitsätze für multinationale Unternehmen sind an dieser Entwicklung nicht unschuldig. Sie gehen implizit von der Grundannahme aus, dass Investitionen von multinationalen Firmen in Entwicklungsländern primär ein Risiko für die dortige Umwelt und die Menschenrechte darstellen. Dabei wird

ignoriert, dass die Niederlassungen dieser Firmen ein strategisches Eigeninteresse haben könnten, sich verantwortungsvoll zu verhalten. Durch ihre verantwortungsvolle Einbettung in die lokale Wirtschaft ermöglichen sie auch einen besseren Zugang zu Menschenrechten für die lokale Bevölkerung, doch dies wird nirgends anerkannt.

Worauf basiert diese andere Vorgehensweise?

Solche Firmen sind sich bewusst, dass sie durch ihre lokale Einbettung wertvolles Sozialkapital erhalten, das ihre soziale Akzeptanz vor Ort erhöht. Indem sie lokale Zulieferer berücksichtigen, lokale Leute ausbilden und einstellen und ihre Produkte und Dienstleistungen lokal verkaufen, kann eine Firma den Wohlstand vor Ort fördern. Das kann langfristig ihren eigenen Aktionsspielraum in diesen Ländern vergrössern. Klar gibt es immer auch Negativbeispiele und Risiken können selbst bei verantwortungsvollen Unternehmen nie ausgeschlossen werden, doch diese sollten gegen den potenziellen Nutzen abgewogen werden. Hier liegt die Schwäche internationaler wie auch nationaler Richtlinien zu Wirtschaft und Menschenrechten: Sie nehmen keine Abwägung vor. Sie basieren vielmehr auf einer «Wächtermoral», bei der es bloss um die Einhaltung von Regeln und Normen geht. Unternehmen schaffen jedoch keinen Mehrwert durch blosse Risikovermeidung. Ein solcher wird vielmehr durch die Risikobereitschaft, Neues zu schaffen, generiert sowie durch den Mut, anderswo als in der vertrauten Umgebung zu investieren.

Werden solche Bemühungen für Investierende sichtbar?

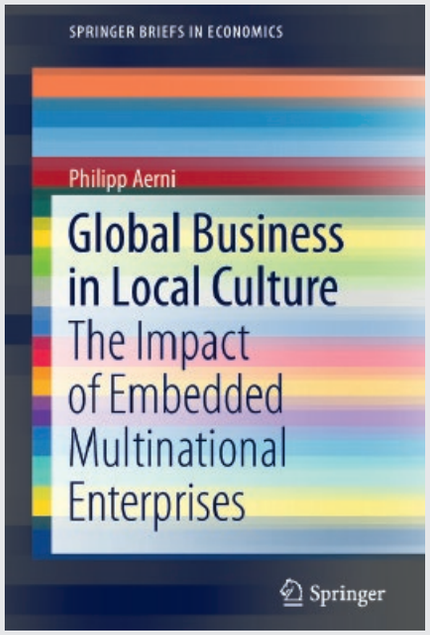
Die Sichtbarkeit manifestiert sich dadurch, dass multinationale Konzerne, die in Entwicklungsländern investieren, zuerst ein lokales Wirtschaftsökosystem aufbauen, das ihnen erlaubt, operativ tätig zu werden. Von der geschaffenen Unternehmensinfrastruktur vor Ort profitieren viele lokale Firmen, wenn sie als Zulieferer der Firma infrage kommen. Diese müssen auf ein Qualitätsniveau gebracht werden, das den internationalen Standards in der Wertschöpfungskette entspricht. Dazu gehören auch Nachhaltigkeitsstandards, die vorher in der lokalen Wirtschaft unbekannt waren. Somit wächst die lokale Wirtschaft und wird nachhaltiger. Doch hat jemals jemand diese positiven Effekte gemessen und sie gegen mögliche negative abgewogen? Nein – selbst in der Wohlfahrtsökonomie wird implizit angenommen, dass die Unternehmen zwar Wohlstand für sich selbst schaffen, doch dadurch auch soziale Kosten entstehen, die internalisiert werden müssen. Positive externe Effekte werden zwar manchmal als «Spillover» erwähnt, doch genau erfasst werden sie nicht.

Wie müssen Investierende also vorgehen, wenn sie gezielt Projekte unterstützen wollen, die langfristig angelegt und wirklich nachhaltig sind?

Sie sollten sich bewusst sein, dass die meisten Rankings von einem defensiven Nachhaltigkeitsverständnis ausgehen. Dieses reflektiert oft bloss Verlustängste von Wohlstandsgesellschaften und ignoriert die Tatsache, dass die UNO-Nachhaltigkeitsziele letztendlich nicht durch Bewahrung des Bestehenden, sondern durch die Förderung von Innovation und Unternehmertum erreicht werden. Der Fokus auf Ausschlusskriterien bei der Zusammenstellung von Nachhaltigkeitsfonds mag zwar für gewisse kontroverse Praktiken und Geschäfte Sinn machen. Doch Lösungen werden nicht dadurch geschaffen, dass sich Investoren aus problematischen Industrien und Regionen zurückziehen. Im Gegenteil: Hier braucht es Engagement und gemeinsame Ziele für die Zukunft.

Nachhaltigkeit ist ein Wort, das wenig konkret ist und zu einem Modewort geworden ist. Wie gehen Sie persönlich damit um?

Der Begriff Nachhaltigkeit hat ein Problem, weil er als etwas Statisches verstanden wird. Das Drei-Kreise-Modell mit der ökologischen, der sozialen und der ökonomischen Dimension, die sich in der Mitte überschneiden, mag didaktisch wertvoll sein. Doch es trägt den gesellschaftlichen und technologischen Veränderungen zu wenig Rechnung. Nachhaltigkeit muss im konkreten geografischen und geschichtlichen Kontext verstanden werden. Konkret heisst das: Was nachhaltig im reichen Norden sein mag, muss nicht notwendigerweise nachhaltig im ärmeren Süden sein. Die einen wollen ihren Wohlstand bewahren, die anderen müssen ihn erst schaffen. Genauso spielt die zeitliche Dimension für die Einordnung der Nachhaltigkeitsbemühungen eine wichtige Rolle: Das, was vor 30 Jahren als nachhaltig angesehen wurde, gilt heute oftmals nicht mehr als nachhaltig; und in 30 Jahren werden die Leute auf unsere Zeit zurückblicken und vielleicht den Kopf schütteln über unser heutiges Verständnis von Nachhaltigkeit.



Die im Dezember 2018 erschienene Publikation «Global Business in Local Culture» untersucht die Auswirkungen, die multinationale Unternehmen auf die lokale Wirtschaft in Ländern mit niedrigem Einkommen haben. Es präsentiert ausgewählte Fallstudien. Daraus resultieren Erkenntnisse, die in den globalen Nachhaltigkeitsdiskurs einfliessen sollten.